

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel.

(Fortsetzung.)

Der junge Ritter sah die Sprechende verblüfft an, die einige Schritte von dem Herd hinweggetreten war, so daß sie von dem durch eines der kleinen Gucklöcher einfallenden Lichte voll beleuchtet wurde. Eine solche Erscheinung hätte er nicht in der ruhigen Köhlerhütte zu finden erwartet. Er wußte nicht, ob er mehr die sylphenhafte Gestalt oder das von einem Kranz hellblonder Locken umrahmte süße Kindergeſichtchen des jungen Mädchens bewundern ſollte. Da war nichts von der Verbtheit zu gewahren, wie er ſie auf ſeinem Ritte an anderen Töchtern dieſes Erdenwinkels beobachtet hatte, und dennoch mutet die ganze Erſcheinung wie fernhafte

weißen Hemde mit Heſteln und Schnüren zuſammengehaltenen lichtblauen Nieder, das die zierlich gerundeten Arme frei ließ, hob die Erſcheinung des jungen Mädchens auf das vorteilhafteſte, wie auch die in jeder der Bewegungen ſich zeigende natürliche Anmut ungemein fesselnd und erwärmend wirkte.

„Solch freumblicher Empfang tut wohl!“ ſtörrte der junge Reiterſmann, nachdem er ſich von ſeiner Überraschung etwas erholt hatte. Und die ihm entgegengeſtreckte Hand des Mädchens herzlich drückend fuhr er fort: „Ein wahres Labſal aber iſt es für den Müden, wird Willkommen uns von ſolchem holden Kind geboten!“

Mit unſchuldigem Lächeln, als habe ſie die letzten ſchmeicheln- den Worte gar nicht verſtanden, erwiderte die Jungfrau:

„So habt Ihr wohl einen weiten Ritt hinter Euch und ſeid rechtſchaffen müde? Auch hat das böſe Wetter weiblich Euch durch- näßt; da gilt es vor allem, Euch einen warmen Trank zu brauen.



Die Einfahrt in die Dardanellen mit dem von einem englisch-französiſchen Geſchwader bereits (aber erfolglos) beſchoſſenen türkiſchen Fort Seddül Bahr. — Phot. Gebr. Hädel.

unverfälſchte Natur an — wie eine liebliche, von keinem unreinen Rauch verführte Waldblume, deren zarter Schmelz das Auge entzückt. Die einfache Tracht, beſtehend aus dunklem Wollenrock und einem die zarte Bäfte umſchließenden, über dem ſchnee-

Nicht minder tut es not, daß Ihr in trockne Kleider kommt! Werd' Euch im Kämmerlein dort trockenes Gewand des Ahns richten. Bis Ihr es angelegt habt, iſt das Würzbier warm. Säumt nicht, damit das naſſe Zeug an Eurem Leib Euch kein Gebreſte ſchafft!“

Wie liebliches Vogelgezwitscher klangen dem lächelnd Zuhörenden die Ermahnungen seiner jungen Wirtin. Er hätte ihr immer zuhören mögen und wagte es kaum, gegen ihre Anordnungen einen Einwand zu erheben, so bestridend war der Reiz, den das anmutige Waldkind auf ihn ausübte. Doch als Weichling wollte er nicht gelten und erwiderte darum:

„Du sorgst dich ohne Not, lieb Trudelein — so heißest du ja wohl, wie mir der Ahn verriet. Das bißchen Rasse bringt mir keinen Schaden — dagegen bin ich hart und fest! Hab' schlimmere Mühlsal oftmals schon bestanden und bin doch heil und wohl geblieben!“

„Dann habt Ihr wohl kein gastlich Haus gefunden, um Euch zu pflegen!“ erwiderte die Jungfrau eifrig. „Heute aber weilet Ihr als Gast bei uns und sollt von mir betreuet werden, wie es Pflicht des Wirtes ist. Da gilt kein Wehren, junger Herr! Für Eure Wohlfahrt muß ich bürgen, solange Ihr bei uns weilt. Drum zögert nicht und folget mir!“

Diesem schelmisch lieben Trängen vermochte der junge Reitersmann nicht zu widerstehen, um so weniger, als das junge Mädchen seine Linke erfaßte und ihn nach der Türe des Nebenraumes zog. Willig folgte er nach dem kleinen Geläß, das mit einem Strohlager, einem Eichenbrett mit Wassergefäß und einer buntbemalten Holztruhe ausgestattet war. Aus letzterer nahm das Trudelein einige Gewandstücke, breitete dieselben auf dem Lager aus und huschte mit der Mahnung, sich zu beeilen, flink wie ein Reh wieder zur Türe hinaus.

Eine überaus behagliche Stimmung überkam den Jüngling, ein Gefühl, als wäre er in der einfachen Köhlerhütte zu Hause, und als umgebe ihn sorgende Liebe, wie auf der fernern Burg am Rhein, wo sein liebes Mütterlein weilte. Und zugestehen mußte er, daß das Trudelein einen vorjorgenden, klugen Verstand besaß. Es tat seinen müden Gliedern wohl, als er sich der nassen, an seinem Körper klebenden Kleider entledigte und die Gewandstücke des alten Köhlers — ein härenes Beinleid und ein grobes Wollenwams — angelegt hatte. Waren ihm diese auch viel zu groß, so daß sich seine schlanke Gestalt fast darin verlor, so erfüllten sie doch vollständig ihren Zweck, wenn sie auch, wie der Jüngling mit ärgerlicher Besorgnis erwog, sich grade nicht dazu eigneten, seine äußere Erscheinung dem schönen Trudelein gegenüber in ein vorteilhaftes Licht treten zu lassen. Aber mit heiterem Lachen überwand er dieses Bedenken und trat wieder in den Hauptraum der Hütte, wo sich inzwischen der alte Köhler eingefunden hatte. Trudelein, die gerade damit beschäftigt war, aus einem über dem Feuer hängenden Kessel einen Tonbecher zu füllen, schlug beim Anblick des Jünglings in den weiten, schlotternden Gewändern ein silberhelles Gelächter an, in das die Männer lustig einstimmt, und setzte dann den dampfenden Becher auf die Eichenplatte vor den mit einer Hirschdecke belegten Sitz — offenbar den Ehrenplatz — mit der freundlichen Mahnung, den Trank nicht kalt werden zu lassen. Gehorsam willfahrte ihr der Gast und folgte auch, ohne sich lange nötigen zu lassen, der Aufforderung, tüchtig zuzulangen, als das junge Mädchen eine Schüssel mit Hafersbrei und eine große Wildschweinskeule auf die Platte setzte.

Das eintönige Rauschen des Regens draußen war schon seit einer geraumen Weile verstummt, und durch die Fensterlücken fielen die Strahlen der Abendsonne, die siegreich das sie verhüllende Gewölk vercheucht hatte. Vogelgezwitscher und das Hämmern eines Spechtes klangen aus dem Tann, von dem nach dem Regen ein erquickender kühlender Hauch in das Innere der Hütte wehte. Das Mahl war beendet. Auf einen Wink des Hausherrn eilte die Jungfrau weg und kehrte gleich darauf mit einem weidenumflochtenen weitbauchigen Krug zurück, den sie nebst drei Zinnbechern auf die Platte setzte.

„Auch an einem guten Trunk fehlt es uns nicht, wenn ein lieber Gast Einklehr bei uns hält!“ sagte der Köhler, indem er die Becher mit dem roten Wein füllte. „Die Kärner aus dem Unterland, die meine Kohlen frachten, die sorgen mir dafür. Hält Leib und Seele zusammen, so ein Tröpflein edlen Nebenbutes!“

Sie stießen an und tranken. Der Wirt hatte nicht zuviel von seinem Wein gesagt — er schmeckte vortrefflich und schuf schnell eine warme Stimmung in dem kleinen Kreise. Wohlthuend und achtungserweckend berührte den jungen Gast die einfache Herzlichkeit, mit der ihm seine Wirtsleute begegneten. Ohne eine Frage über das Woher und das Wohin an ihn zu richten, übten sie Gastfreundschaft in biederer deutscher Weise gegen ihn aus; nur begehrte der alte Köhler zu wissen, wie sich der Vorgang unten im Tale bei dem von dem jungen Ritter erlegten Wolf weiter abgespielt hatte. Als der Gast die Begegnung mit der schönen Reiterin schilderte und daran die Frage knüpfte, wer die Edelkame gewesen, faltete sich die Stirne des Alten, und er erwiderte:

„Das ist die Schwester der Ritter Haug und Jörg von Rosenstein, die wilde Burga. Ist sie auch schön von Angesicht und von

Gestalt, so gibt sie ihren Brüdern an rauhen Sitten wenig nach. Ist ein Mannsbild an ihr verloren gegangen, denn gleich einem solchen kennt sie kein anderes Tun, als Rosse zu bändigen, zu reiten und zu jagen. Ist ein böses Begegnen für Euch gewesen, junger Herr, denn wundern sollt' es mich nicht, wenn sie Häfcher nach Euch sendet, um Euch zu fassen, damit sie ihr Mütchen an Euch fühlen kann.“

„Sie hat auch ihre guten Seiten, die Burga, lieber Ahn!“ warf hier das Trudelein ein. „Zwar ist sie wild und ungestüm, doch gut von Herzen. Gar manche Unbill ihrer wilden Brüder gegen arme Leute hat sie schon verhütet, und freundlich steht sie den Bedürftigen bei. Die Armen in dem Dorfe preisen sie ob ihres Wohlthuns.“

„Wenn sie die Laune grade anwandelt, dann ist sie mild und gut!“ gab der Alte zu. „Doch meistens ist sie vom Hoffartsteufel besessen, und jagt sie erst den Hirsch, dann stürmt sie mit der Meute und dem Troß durch die bestellten Felder über Saat und Korn und stampft in Grund und Boden, was der arme Landmann mühsam baute.“

„Gewißlich wär' die Burga anders worden, hätt' sie ihre Mutter nicht schon in frühester Kindheit verloren!“ widerlegte Trudelein. „Wer sollte auf dem Rosenstein sie Zucht und Sitte lehren? Wie eine der wilden Rosen, die den Felsenhang bedecken, wuchs sie ungepflegt empor, sich selbst nur überlassen. Und dennoch steckt ein guter Kern in ihr, der auch in dem wilden Treiben, das auf der Burg herrscht, nicht verkümmert ist. Unedel ist das Fräulein nicht und keiner niederen Rache fähig. Drum hab' ich keine Sorge um die Sicherheit unseres Gastes.“

„Du nimmst die wilde Maid in Schutz, lieb Trudelein, weil sie auf ihren Fahrten Einklehr bei uns hält und freundlich mit dir plaudert“, sagte der Alte mahnend. „Ich traue ihr nicht. Von denen auf dem Rosenstein muß man sich stets des Schlimmsten versehen. Wird' meine Augen offen halten, daß unser lieber Gast ungekränkt wieder von hinnen ziehen kann.“

„Sorgt nicht für mich, wackerer Freund!“ warf hier der junge Ritter ein. „Ich fürchte keine Häfcher, denn Ables hab' ich nicht getan! Ein reißend Tier wie einen Wolf zu fällen, dazu hat jeder Mann das Recht in deutschen Landen. Gesetz und Recht herrschen Gott Lob und Dank im Reiche, seitdem Herr Rudolf, der Habsburger, daszepter führt. Das edle Fräulein von dem Rosenstein wird es nicht wagen, den Landfrieden, den der König geboten, freventlich zu brechen und mir, einem deutschen Edeling, Ables anzutun! Und wagt sie's dennoch, sendet sie nach mir, um mich zu fassen, dann soll mein gutes Schwert den Häfchern schon die Wege weisen!“

„Ob es die auf dem Rosenstein wagen, nach Euch zu fassen, junger Herr?“ rief der Köhler mit rauhem Lachen. „Da kennt Ihr die Gestrangen schlecht! Die kümmern sich den Teufel um Gesetz und Recht, um den Landfrieden, den König Rudolf geboten. Gerade wie ihr Vater, der wüste Hans von Rosenstein, kennen sie nichts anderes als Raub und Fehde. Gilt bei den edlen Herren nicht als Schande, den friedlich seines Weges ziehenden Wanderer wie einen Warendzug des Kaufmanns anzurennen und zu plündern. Auf ihrem Felseneste spotten sie jeder Vergeltung ihrer Missetaten.“

Bei Erwähnung des Vaters der Ritter von Rosenstein war der Gast emporgefahren und fragte jetzt schnell:

„Der Hans von Rosenstein, er lebt nicht mehr?“

„Den hat der Gottseibeius längst in seinen Krallen!“ erwiderte der Alte mit grimmigem Lachen. „In seiner Sünden Blüte ward er dahingerafft durch einen Pfeil, den ein beherzter Knecht ihm durch die Gurgel schoß, als er mit seinen Spießgesellen ausgezogen war, um einen Warendzug zu plündern. Ist noch zur kaiserlosen Zeit gewesen, als man dreiundsiebenzig schrieb. Wollt' Gott, es fänd' sich ein beherzter Knecht, der seinen wilden Söhnen das gleiche tät! Doch warum fragt Ihr nach dem wüsten Hans von Rosenstein, junger Herr? Habt Ihr den Alten selbst gekannt? Doch nein — Ihr seid zu jung und waret noch ein Knäblein, als ihn der Teufel holte. Ist Euch wohl Kunde von dem Ritter worden, der ja im ganzen Reich berühmter war ob seines schlimmen Tuns? Hat seines edlen Stammes sich gerühmt und war doch weiter nichts denn ein verruchter Strauchdieb und Begelagerer.“

Der Alte hatte sich in eine Erregung hineingesprochen, die von seinem seitherigen ruhigen, freundlichen Wesen seltsam abfiel. Fast schien es, als hege er einen persönlichen Haß gegen den Ritter Hans von Rosenstein. Beschwichtigend legte ihm seine Entelin die Hand auf den Arm und mahnte:

„Wacht die Erinnerung nicht, lieber Ahn; sie raubt Euch Eure innere Ruhe! Auch ziemt es sich nicht, mit den grausen Bildern der Vergangenheit unsern werten Gast die Zeit zu kürzen!“

„Hast recht, lieb Traudelein! Bei edlem Nebenbute soll man

heitere Gespräche pflegen und Leid und Groll vergessen. Stößt an, Herr Junker — Gott gesegn' es Euch!"

Hell klangen die Becher aneinander, und der Alte fuhr fort: „Habt wohl einen weiten Weg heut hinter Euch, denn recht-schaffen müß ist Euer braver Gaul?"

„Seit frühestem Morgen bin ich in dem Sonnenbrand geritten und gedachte in dem Städtlein Heubach zur Nacht zu rasten“, erwiderte der Jüngling. „Doch danke ich dem freundlichen Geschick, das mich zu Euch verschlagen hat, denn so traut und gastlich wie bei Euch war' ich wohl in keiner Herberge aufgenommen worden.“

„Laßt's Euch behagen, wenn es Euch gefällt! Ist uns hier in dieser toten Einsamkeit ein wahres Labial, mit einem fremden Gast zuweilen freundliche Zwiesprache zu pflegen. Kommt es selten genug vor — denn wer verliert sich hier in unsre Berge!"

„Wenn meine Gegenwart Euch Kurzweil bietet“, sagte der junge Gast lächelnd, „werd' ich gewiß öfters bei Euch Einfuhr halten. Denn Eure schöne Heimat ist das Endziel meiner Fahrt. Vor allem aber ist es Brauch, daß der Fremdling, der das Recht des Gastes genießt, dem Wirte offenbaret, wer er ist, von wannen er gekommen und wohin er geht. Wie ich hier vor Euch sitze, heiß' ich Heinz von Horn —“

„Von Horn — Heinz von Horn?“ rief der Köhler, den Sprecher unterbrechend, mit mächtiger Stimme, indem er von seinem Sitze emporsprang. „Ein Horn seid Ihr — ein Sproß von dem Geschlechte, dessen Stammburg drüben im Leintale in Trümmern liegt? Ist es mir bei Eurem ersten Anblick doch gleich gewesen, als wär' mir Euer Angesicht nicht fremd!"

„Genau so ging es mir, als ich Euch sah!“ erwiderte der Gast, der sich gleichfalls erhoben hatte. „Euer Angesicht mahnt mich an meine früheste Kinderzeit!"

„Ein Waffentknecht bei Ottotar von Horn gewesen, dem edlen Herrn, der in der Fehde mit dem wüsten Rosensteiner — Gott sei es heute noch geklagt — ein allzu frühes Ende fand!"

„So seid Ihr Meinrad Schlicht“, rief der Jüngling freudig, „der alte Meinrad, von dem die Mutter sprach — den aufzuziehen sie mir ans Herz legte?"

„So lebt Frau Irngard noch, und sie erinnert sich des alten Meinrad?“ erwiderte der Alte, indem er die Rechte des Gastes mit beiden Händen ergriff. „Und Ihr seid Heinz, der liebe Heinz, den ich als Buben auf den Armen trug? Ihr könnt Euch nicht verleugnen — an Euren dunklen Augen, Eurem goldnen Haar-gelock erkenne ich Euch wider! Hätt' ich gedacht, daß mir in meinen alten Tagen der Herrgott diese Freude noch beschert!"

Der alte Mann war wie außer sich vor Freude. Immer wieder zog er den Jüngling in den Bereich des Lichtschimmers, der noch durch die Fensterlücken fiel, und weidete sich an dem Anblick des mit freundlichem Lächeln zu ihm Emporkehenden.

„Doch Heinz — Herr Junker Heinz — erzählt mir doch von Eurer edlen Mutter! Sie ist wohl auf — ist glücklich in jener grauenvollen Nacht mit Euch und Eurem Schwesterlein dem wüsten Hans von Rosenstein entronnen? Wie heißt die Burg am Rhein doch, wo ihr Bruder, Euer Oheim, hauset, zu dem sie flüchten wollte?"

„Burg Fürstenberg, gegenüber Lorch. Dort weilt sie noch, die gute Mutter“, entgegnete der Jüngling. „Doch, wadter Meinrad, lieber Gastfreund, wollt Ihr mir nicht künden, wie alles damals sich begab? Mit ängstlicher Scheu verweigert meine liebe Mutter, die traurige Begebenheit genau zu schildern, denn die Erinnerung daran erweckt in ihr aufs neue das schwerste Herzeleid. Nur dieses eine weiß ich, daß der Ritter Hans von Rosenstein in grimmer Fehde mit den Meinen lag und unsere Burg, das feste Horn, berannte. Es glückte ihm mit seiner zehnfach überlegenen Macht, den Widerstand der Unseren zu brechen —“

„Nicht seiner zehnfach überlegenen Macht ist es gelungen, die Feste zu ersteigen“, unterbrach der Köhler mit dröhnender Stimme den Sprechenden, indem er mit der Faust auf den Eichenblock schlug. „Verrat und schändliche Lüge haben dem Schändlichen geholfen! Erinnert Ihr Euch noch des Knappen Wolf, der dazumal in Eures edlen Vaters Diensten stand? Ein kleiner, breitschulteriger Kerl mit pechschwarzen Haaren und scheelen Augen ist's gewesen —“

„Wolf Hsebrand hieß er, doch nannten ihn die Knechte Wolf Hsegrim!“ warf der Gast ein. „Die Mutter sprach von ihm.“

„Der Schalksknecht hat, vom Gold des wüsten Hans bestochen, den eignen Herrn verraten!“ fuhr der Köhler fort. „Fluch und Schande über ihn! Sitzt jetzt als Burgvogt auf dem Rosenstein, der graue Schelm!“

Und den verständnislosen Blick des Jünglings gewahrend, erläuterte der Alte:

„Zur Nachtzeit hat der Gauch, als er das Wächteramt verjah und alles tief im Schlafe lag, den Mannen des Rosensteiners das kleine Mauerpförtchen aufgeschlossen, das nach dem Felsen-

steige über dem Tale ging. Bevor wir uns zur Wehre setzen konnten, waren die Wächter des Tores von den Eingedrungenen erstochen, das Tor geöffnet, und in hellen Häufen stürmten die Feinde über die niedergelassene Zugbrücke in die Burg. Wie ein gereizter Löwe warf sich Euer edler Vater den Stürmenden entgegen; grimmig wütete sein Schwert unter ihnen, doch war unser Häuflein viel zu schwach der ungeheuren Übermacht zu wehren. Ein Streiter nach dem anderen sank blutend zu Boden, und immer weiter wurden wir nach dem Burghaus zurückgedrängt, aus dessen Fenstern schon die Flammen schlugen und mit ihrem Schein das graue Bild erhellten. Den ungeheuren Schrecken noch zu mehrten, war ein Gewittersturm heraufgezogen und wütete mit Blitz und Donner um die Feste. Doch war es ihm zu danken, daß es Eurer edlen Mutter mit Hilfe Valerichs, des treuen Knechtes, in der Verwirrung gelang, auf flücht'gen Koffen mit Euch, dem Hüblein, und der Anna, die Euer Schwesterlein trug, durch eine Hinter-pforte zu entkommen, gerade in dem Augenblick, als Herr Ottotar, Euer edler Vater, von Todeswunden ganz bedeckt, den letzten Odemzug verhauchte. Mit seinem Falle war das Schicksal der Burg besiegelt; sie wurde von den Wüthen verbrannt und liegt noch heut in Trümmern. Die wenigen Knechte, die das Blutbad überlebten, darunter auch mich, führte der wüste Hans gefangen hinweg nach dem Rosenstein. Dort mußten wir jahrelang in hartem Frondienst an dem Brunnen graben, des Felsenklast hinunter bis zum Grunde des Tales geht — es war ein gottserbärmlich Leben! Von Eurer edlen Mutter hab' ich nichts weiter mehr vernommen, als daß es ihr gelang, Burg Neubronn zu erreichen, wo ihr Schutz und Schirm gewährt ward, und daß sie gesonnen war, mit ihren Kindern an den Rhein zu ziehen, zu ihrem Bruder, Eurem Oheim. So erzählte es die Amme, das Weib Wolf Hsebrands, die nach dem Rosenstein zurückgekommen war.“

Mit atemloser Spannung hatte Heinz von Horn der Erzählung des Alten gelauscht. Jetzt fragte er hastig:

„Die Amme hat erzählt, daß meine Mutter mit ihren Kindern in die Ferne zog — mit mir und meinem Schwesterlein?“

„Wie ich Euch sagte!“ bestätigte der Köhler.

„So hat das Weib gelogen — wissentlich gelogen! Denn gute Mutter selbst vertraute mir, daß es in jener grauenvollen Nacht nur ihr und dem alten Knappen Valerich gelungen ist, mit mir, dem Buben, die Burg des Ritters Helmut von Neubronn zu erreichen. Die Amme, die mit meinem kleinen Schwesterlein auf einem Sauntier ritt, war kurz vor dem erreichten Ziel im finstern Wald verschwunden. Alles Suchen nach ihr, das Valerich der Alte mit den Knappen des Ritters von Neubronn in der Nacht noch unternahm, war vergeblich, und auch am nächsten Tage fand sich keine Spur der rätselhaft Verlorenen. Ihr könnt Euch die Verzweiflung meiner armen Mutter denken, könnt ermessen, wie hart es sie ankam, ohne ihr geliebtes Kind in die Ferne ziehen zu müssen. Denn auf Burg Neubronn konnte ihres Bleibens nicht sein, weil es ruchbar geworden war, daß sie dort eine Zuflucht gefunden hatte, und Ritter Hans von Rosenstein mit allen Mitteln suchte, sie in seine Gewalt zu bringen. So war der Ritter von Neubronn in Gefahr, von dem mächtigen Rosensteiner mit Fehde überzogen zu werden, und dieses zu verhüten, verließ die Mutter insgeheim die Burg und flüchtete, nur von dem alten Valerich und zweien Keisigen des Ritters Helmut geleitet, zu meinem Oheim am Rheine. Nedlich hat der Ritter Helmut von Neubronn, wie er es beim Abschied der Mutter gelobte, die Suche nach dem verschwundenen Kinde fortgesetzt, doch ist es leider Gottes dem Edlen nicht gelungen, eine Spur zu finden. Mein Schwesterlein war und blieb verschwunden. Doch hat mein liebes Mütterlein in allem ihrem Harm um ihr zerstörtes Glück bis heute nicht die Hoffnung aufgegeben, die Verlorene einst wiederzufinden, und auf mich, den ihr Geliebten, setzt sie ihr ganzes Hoffen. Mit aller Sorgfalt zog sie mich heran, war eifrig nur bedacht, zu einem wadten Kämpen mich zu bilden. Auf der Ritterschule im nachbarlichen Lorch verbracht' ich meine Jugend, um sodann, gar wohl erfahren in dem Waffenhandwerk, als reis'ger Knappe im Gefolge meines ritterlichen Oheims dem erlauchten König Rudolf meine Dienste zu weihen. Hab' trotz meinen jungen Jahren schon gar manchen blut'gen Strauß bestanden in den Kämpfen, die Herr Rudolf wider die vom Stegreif führte. Galt nach Kräften dem Gewalt'gen, manche Räuberburg in Trümmer legen, und gar manchen ritterlichen Raubgesellen sah ich, der vor des Königs fürchterlichem Strafgericht mit des Seilers Tochter Hochzeit halten mußte. Mehr als siebenzig Räuberburgen hat Herr Rudolf am Rheine gebrochen und des Friedens langentbehrte Wohltat dem Volke geschenkt. Dort zieht der Wanderer jetzt un-gefährdet seine Straße — der Warenaug des Kaufherrn erreicht in voller Sicherheit sein Ziel, denn auch der verwegenste Schnapp-hahn wagt es nicht mehr, durch Raub und Wegelagererei den Born des Königs auf sein Haupt zu laden.“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Augusta im Kriegsjahr 1870.

Ein Gedenkblatt von Klara Schott. (Nachdruck verb.)

Nur zu wenig dürfte es bekannt sein, welche Riesenarbeit die Königin, spätere Kaiserin Augusta, im Kriegsjahre 1870 bewältigte und mit welcher Hingabe und welch klugem Bedacht sie diese ausführte.

Schon im Kriegsjahr 1866 hatte die Königin durch Anleitung und Mithilfe im Lazarettwesen und in der Krankenpflege ihre Befähigung dazu bewiesen. Ganz besonders war es ihr Verdienst, eine weibliche Hilfsarmee zu schaffen, aus der unter ihrer Leitung der „Vaterländische Frauenverein“ entstand. Der Aufruf hierzu, welcher von angesehenen Männern und Frauen unterzeichnet war, erschien 1866 in Berliner Blättern und hatte folgenden Wortlaut:

„In hiesiger Stadt widmet sich unter dem Schutze Ihrer Majestät der Königin ein Verein, „Vaterländischer Frauenverein“ benannt, der Aufgabe, jene weiblichen Kräfte, die während des Krieges ohne Unterschied der Glaubens- und Standesverhältnisse so wahrhaft aufopfernd und großartig gewirkt haben, auch im Frieden gemeinsam in erfolgreicher Tätigkeit zu erhalten. — Durch eine angemessene Organisation und Verteilung jener Kräfte werden sie nicht nur in Verbindung mit dem preussischen Zentralverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger bleiben, sowie zugunsten bestehender Anstalten die nötigen Unterstützungen verwerten, sondern auch im vaterländischen Sinne durch eine allgemeine Hilfsleistung bei allgemeinen oder örtlichen Landeskalamitäten, wie Krieg, Feuersbrunst, Überschwemmungen und Seuchen, die Not möglichst zu erleichtern und durch Vorräte den Verstand zu leisten suchen, der sich erfahrungsmäßig in solchen Fällen als wirksam bewährt.“

Dieser vaterländische Frauenverein bezweckt ein gemeinsames Band der Hilfeleistung für die ganze Monarchie.

Das rote Kreuz auf weißem Grundbleibt das Vereinszeichen.“

Welchen Wiederhall dieser Aufruf erweckte, geht daraus hervor, daß sich im selben Jahre nicht weniger als vierundvierzig Zweigvereine bildeten. 1868 aber zählte man bereits zweihundertfünfzig solcher.

„Hiermit war nun die



Beförderung von Verwundeten aus dem Schlachtfelde.

(Mit Text.)

Grundlinie der inneren Anordnung gegeben“, sagt Lina Morgenstern in ihrem trefflichen Werte „Die Frauen des 19. Jahrhunderts“ — und sie erzählt weiter, daß der besagte Verein seine erste Probe glänzend bestand, als 1867 in Ostpreußen infolge einer Hungersnot eine Typhusepidemie ausbrach und der Vaterländische Verein eine Notstandsstücke errichtete, zu welcher sich nicht weniger als einhundertvierundsechzig Zweigvereine zur Verfügung stellten. Eine Sammlung des Vaterländischen Frauenvereins für die Provinz ergab 420878 Taler, durch welche man in der Lage war, viel Elend zu mildern.

1869 war die Zahl der Zweigvereine bereits auf zweihunderteinundneunzig gestiegen, und der Vaterländische Frauenverein erhielt durch König Wilhelm das Korporationsrecht und ein Ehrendiplom folgenden Wortlauts: „Gottes Segen vereinigt die Kräfte, die sich dem Vaterlande widmen. Dies hat eine ernste Zeit bewiesen. Deshalb auch bleibe vereint unsere bewährte Hilfsbereitschaft, die alle Bekenntnisse und Stände umfassend, im Vaterländischen Frauenverein hilft, wo es zu helfen gilt. — Unser Verein gilt im Krieg dem Volk unter den Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche unerwartet hervortritt.“

Der Vaterländische Frauenverein hemmt keine Wohltätigkeit, die bereits ihren Wirkungskreis besitzt; er nimmt vielmehr eine jede in sich auf als höchsten Ausdruck jener Vaterlandsliebe, durch welche die Männer siegen, die Frauen trösten und die, ein Erbgut deutscher Gesinnung, allen Pflichten aufopfernder Nächstenliebe entspricht. Immer weiter verbreite sich das Netz der Zweigvereine, immer gesegneter sei ihr Beruf.“

Zu gleicher Zeit gründete Königin Augusta das Augustahospital zu Berlin, das nach ihren Angaben erbaut und nach den neuesten Erfahrungen für rationelle Krankenpflege eingerichtet wurde. Die

Eröffnung desselben fiel in das Kriegsjahr 1870, in dem die Königin eine so umsichtige und so segensreiche Tätigkeit entwidete, daß ihr dadurch ein bleibendes Denkmal in der Geschichte Deutschlands gesichert bleibt. Gleich nach Ausbruch des Krieges stellte sie sich an die Spitze aller allerhohen Bestrebungen.

Mit scharfem Blick und großer Wachsamkeit überschaute sie die jeweiligen Situationen und



Die Deutschen in Frankreich: Die Einwohnerschaft der in der besetzten Aisne-Grenze liegenden Ortschaften hat so sehr unter Hunger zu leiden, daß die deutschen Truppen oftmals ihr Brot mit der französischen Jugend teilen, die beglückt das deutsche Kommissbrot vertilgt.



Eroberte Erdhöhlen der sibirischen Truppen.

wußte mit klugem Eifer dort Hilfe, dort Abhilfe mit fester Hand zu schaffen. Schon ihre Ansprachen und Erlasse bezeugen eine zielbewusste, energische Persönlichkeit.

Kurz und knapp ist der Aufruf vom 17. Juli 1870 aus Koblenz: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu tun! Hilfe zunächst an den Rhein zu senden!“



Ein deutscher Landwehrmann teilt sein Essen mit einem hungrigen Franzosenkind. (Mit Text.)

Phot. Hohlwein & Giese.

nete Einrichtungen zu treffen. Wie eifrig die Königin dabei war, Mißständen entgegenzuteuern, geht aus Berichten hervor, welche eine ihrer intelligentesten und emsigsten Helferinnen, Fräulein Morgenstern, in einer Broschüre: „Die Volkstüche“ betitelt, niederlegt. In dieser heißt es u. a.: Die Hilfe des Vaterländischen Frauen- und die des deutschen Hilfsvereins wurden uns aufs reichlichste, und der Patriotismus unserer Mitbürger unterstützte uns mit Geldmitteln; dadurch waren wir in den Stand gesetzt, nicht allein die übernommene Pflicht zu erfüllen, sondern täglich während des Einzugs der Truppen Tausende von Soldaten, und besonders die, welche nicht gleich weiterbeför-

sert werden konnten und für die noch keine militärische Bestimmung, Essen zu erhalten, getroffen war, gratis mit Speisen und Getränken zu versehen. (An einem Tage 14 000 Mann.) Von morgens zwei Uhr bis Mitternacht kamen ununterbrochen Militärzüge von fünfhundert bis tausend Mann, Stunde um Stunde. Wir konnten jeden einzelnen mit Fußklappen, Verbandtaschen, Früchten, Wein, Zigarren, Bier und anderen Gaben beschenken. Welch eine Berechnung der Spei-



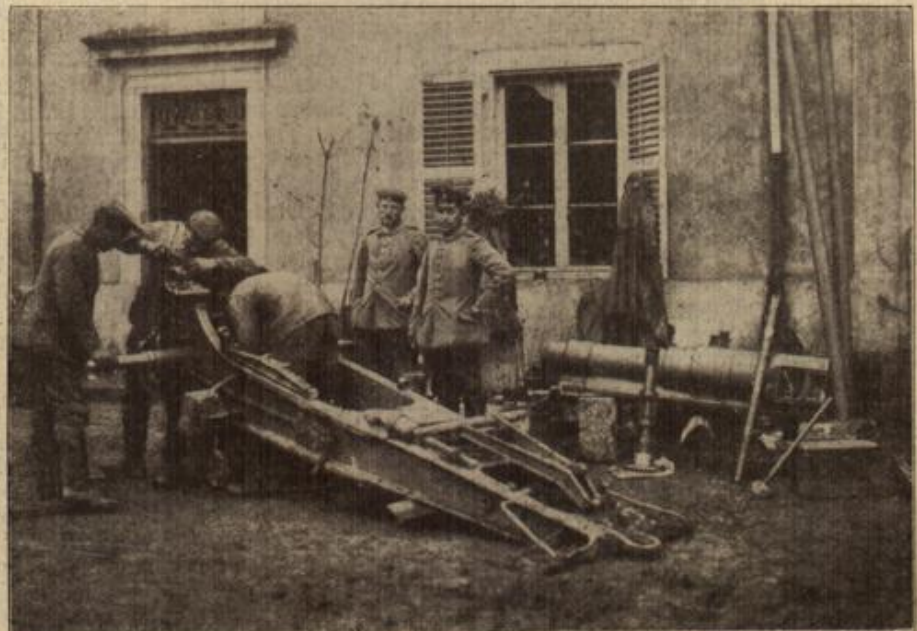
Die Leiden der Tiere:

zusammengeschossene Bespannung eines französischen Geschützes.

sen von uns, da wir sorgen mußten, daß alle Vorräte erst herbeigeschafft, alle Bestellungen rechtzeitig gemacht wurden, weil wir mehr denn eine halbe Stunde von dem Bureau der Volkstüchen und dem

Mittelpunkt der Stadt entfernt waren, was eine große Menge besoldeter Hilfskräfte neben den freiwilligen erforderte. Die kaum zu bewältigende Arbeit, die schwierige Art der Verpflegung ohne jegliche Unterbrechung achtundvierzig Stunden hintereinander, ließ uns befürchten, daß selbst die Mithilfe der Mitglieder der Volkstüchen nicht ausreichen würde, und so schritten wir zu einem öffentlichen Aufruf, um Frauen und Jungfrauen zur Teilnahme an dem patriotischen Werke aufzufordern.

Mit vollen Händen konnten wir nach allen Seiten hin geben, und die mühevollen, rastlose Arbeit wurde durch den Dank und Frohmut der Soldaten belohnt. Die Nacht am Rhein tönte Tag und Nacht, unter den Truppen herrschte Begeisterung und Kamp-



Kanonenreparatur. Phot. Leipziger Presse-Bureau. (Mit Text.)

jesumut! Wir aber sahen jedesmal den jungen, kräftigen Gestalten wehmütig nach, die in bunter Gruppierung zusammengedrängt, in frischer Lebensfülle jubelten, als gelte es nicht, daß Tausende von ihnen als Opfer auf dem Schlachtfelde bleiben und in fremder Erde eingebettet würden.

Vom 22. Juli bis 2. August wurden 59 000 Soldaten in den beiden Schuppen dieser Bahnhöfe bewirtet. Tag um Tag und Nacht um Nacht währte der Durchzug. Einen erhebenden Moment bereitete uns der Besuch des Königs paares auf der Verpflegungsstation am 30. Juli. Am selben Morgen hatte ich darum gebeten, der König möge sich doch vor seiner Abreise persönlich überzeugen, wie seine Soldaten auf unserer Station verpflegt und ermuntert würden. Eine halbe Stunde vor des Königs Ankunft ward uns der hohe Besuch gemeldet. Eilig schmückten wir die Hallen mit Blumen; ein Bataillon Waldburger Landwehr wurde eben zur Speisung erwartet.

Inzwischen wurde ich nach dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof gerufen, wo ein Bataillon Landwehr eingetroffen war. Es waren darunter recht verzagte und bekümmerte Familienväter aus Cossen. Ich sprach ihnen Mut ein und prophezeite ihnen die Gefangenahme Napoleons. Die Männer wurden etwas heiterer gestimmt, baten mich inständig, für ihre Frauen und Kinder zu sorgen, wenn sie in Frankreich fielen. Ich mußte alle ihre Namen aufschreiben.

Wie schnell Königin Augusta dabei war, Abständen abzuheilen, weiß Lina Morgenstern anschaulich darzustellen, sie erzählt: „Von seiten der Behörde war bis dahin keinerlei Vorkehrungen zum Empfang der Verwundeten auf unseren Bahnhöfen getroffen worden, weder Ärzte noch Heilgehilfen, weder Krankenwagen zum Transport noch irgend andere Lazarettgegenstände waren vorhanden. Wir verschafften uns aus eigenen Mitteln die nötigen Sachen zum Verband; zupften Scharpie, rollten Binden auf und schnitten Gestrüpfplaster.“

Da die ersten einzelnen Verwundeten meist mit rüstfähigem Sold und ohne jegliche Mittel zur Weiterfahrt anlangten, veranstalteten wir eine Sammlung unter uns und den Gästen, die den Bahnhof besuchten und beschloßen, jedem Verwundeten einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu geben und dieselben umsonst zu speisen. Die Zahl der auf diese Weise unterstützten Verwundeten betrug 1700.

Nur wenige von uns Frauen vermochten sich bei dem Verbinden der Verwundeten zu beteiligen; wir waren daher doppelt angestrengt und begrüßten es dankbar, als zwei freiwillige Ärzte uns ihre Hilfe anboten. Außerdem stellten wir, als die Massenzüge von Verwundeten ankamen, zwei Heilgehilfen ein.

Obgleich wir in den wenigen Tagen eine wunderbare Gewandtheit, die Verbände anzulegen, erlangt hatten, reichten unsere Kräfte kaum hin, schnell genug einen nach dem andern der Unglücklichen die nötige Pflege angedeihen zu lassen, da wir nur vier bis sechs Frauen waren, die sich mit den Verwundeten zu beschäftigen vermochten. Waren diejenigen Verwundeten versorgt, welche sich nach unseren Schuppen schleppen konnten, so stiegen wir alsdann in die Wagen, wo die Schwerverwundeten und Sterbenden lagen, oft Franzosen und Deutsche gemischt, und es währte lange Zeit, ehe wir die Reihen der Wagen durchmachten, in denen wir Wunden verbanden, die Unglücklichen wuschen und ihnen reine Wäsche gaben, was sie immer als größte Wohlthat empfanden.

So ging manche Nacht vorüber, der Tag brach an, wenn wir dann, zum Tode ermattet, zum Bewußtsein dessen kamen, was wir vollbracht, konnten wir es kaum selbst fassen, woher uns die Kraft zu dem schweren Werk gekommen war.

Nacht taum zu beschreibende Tage und Nächte kamen die Verwundeten in immer trostloserer Verfassung in massenhaften Zügen bei uns an, viele sich verblutend, und immer wurde uns noch keine Hilfe von seiten der Behörden zuteil, noch immer hatten wir weder einen abgesonderten Raum zum Verbinden, noch Lazarettgegenstände, die wir nicht selbst kauften, und die Kasse der freiwilligen Beiträge war gänzlich erschöpft. In einer Nacht kam ein Zug französischer Gefangener, die vom Kriegsschauplatz her noch nicht oder sehr mangelhaft verbunden waren.

Nach einer Nacht, wo diese Abstände greller noch als sonst hervorgetreten waren, faßte ich mir ein Herz und fuhr am andern Morgen nach dem mit dem Vaterländischen Frauenverein verbundenen Zentralverein, Unter den Linden 12.

Schon tags zuvor hatte ich auf Veranlassung der Frau Geheimrätin Nothert an den Vorsitzenden, Geheimen Rat v. Sydow, geschrieben, daß meine Mittel erschöpft seien und ich um Unterstützung bäte. Diese Unterstützung war mir zugesagt worden; so hatte ich neue Hoffnung, daß uns geholfen würde. In den Räumen des Zentralvereins versammelten sich um mich die anwesenden Vorstandsmitglieder. Diese alle hörten mit großer Teilnahme

meiner Erzählung zu. Mein verstörtes Aussehen nach einer Reihe solch entseßlicher Nächte sprach mehr als meine Worte; ich sagte, daß schleunige Hilfe auf allen Bahnhöfen für Verwundete nötig sei, wenn es überall so zugehe, wie bei uns.

Man war sofort bereit, alle meine Wünsche zu erfüllen. Sofort wurden mir 1500 Mark ausgehändigt, ich mußte aufschreiben, was ich an Lazarettgegenständen verlangte. Zwei Möbelwagen wurden eiligst gefüllt, um Matratzen, wollene Decken, Bettwäsche, Hemden, Verbandzeug zur Bahn zu bringen. Aber mehr noch als dies, Gräfin Oriolla forderte mich auf, sofort alle die Abstände und das erlebte Elend der Königin zu schildern.

So beschrieb ich sofort mit den einfachen Farben der Wahrheit die Zustände auf den Bahnhöfen. Gräfin Oriolla fuhr selbst mit meinem Briefe nach dem königlichen Schlosse und brachte mir die Antwort, daß uns am selben Abend noch Hilfe werden sollte.

In der Tat erschien bei meiner Rückkehr nach dem Bahnhof ein Kammerdiener, der mir einen Brief aus dem königlichen Kabinett folgenden Inhalts brachte:

Geehrte Frau!

Ihre Majestät die Königin hat Ihr Schreiben empfangen und sofort die nötigen Schritte getan, um den von Ihnen gerügten Abständen bei dem Transport der Verwundeten abzuheilen. Auch beabsichtigt Ihre Majestät, in den nächsten Tagen den Ostbahnhof wieder zu besuchen und die von Ihnen veranlaßten Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. Ihre Majestät hofft also, daß Abhilfe geschaffen werde, nur was die Schwierigkeiten betrifft, die von den mangelhaften Dispositionen der Eisenbahnbehörden herrühren, so fürchtet Ihre Majestät, hier nicht einwirken zu können. Indes will auch in dieser Beziehung Ihre Majestät versuchen, Abhilfe zu schaffen. Hochachtungsvoll und ganz ergebenst Brandis, Königl. Kabinettsrat.

„Einige Stunden später erschien der Herzog von Ujest,“ so heißt es weiter, „um sich nach den Verhältnissen zu erkundigen und im Auftrage der Königin alle Anordnungen zu treffen, die wünschenswert waren, um die Pflege der Verwundeten zu verbessern. Wir befanden uns in einer pestähnlichen Atmosphäre; um einigermaßen eine lebensmäßige Luft herzustellen, mußte man fortwährend Zug entgegengesetzt geöffneter Türen erzeugen. In dem ganzen Raum war nicht ein abgeschlossenes Plätzchen, wo der traurige und oft die Scham verletzende Anblick der Verwundeten, deren Umkleidung notwendig war, vor den Augen des neugierigen Publikums hätte verborgen werden können.“

Der Herzog von Ujest wünschte zu wissen, welche Veränderungen vorgenommen werden sollten, und so bat ich, in dem augenblicklich unbenutzten Güterspeicher der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn eine große Verbandskammer aufschlagen zu lassen. Es war einhalbzehn Uhr abends, draußen strömte der Regen herab, der Güterbahnhof war fast überschwemmt; dies hinderte uns jedoch nicht, den Herzog an der Spitze, das Komitee in Begleitung einiger Offiziere, nach dem bezeichneten Güterschuppen hinüberzuwandern, um dort an Ort und Stelle alle nötigen Vaulichkeiten zu besprechen, welche auch sofort in Angriff genommen wurden. Einige Tage später, am 23. August, konnten wir schon in unser neues Heim einziehen, von dem aus wir für die Verpflegung auf beiden Bahnhöfen sorgten.

Schon am folgenden Tage erschien der Generalarzt Steinberg, um uns anzukündigen, daß von jetzt ab Militärärzte auf den Bahnhöfen angestellt werden würden, mit der Vollmacht ausgerüstet, nach Ermessen Schwerverwundete von der Weiterfahrt auszuschließen und in Berlin unterzubringen. Einige Stunden später stellte sich uns der Kammerherr von Behr als Delegierter der Königin für unseren Bahnhof vor, bestimmt, die Vermittlung zwischen der militärischen und freiwilligen Pflege zu übernehmen. Er teilte uns mit, daß die Königin eine Versammlung von Vorstandsmitgliedern des Zentralvereins berufen habe, in welcher die hohe Frau eine Beratung veranlaßte, wie man an allen Bahnhöfen sowie beim Transport der Verwundeten und ihrer Überführung in Lazarette Abhilfe schaffen und die Tätigkeit des Vereins dahin richten und verzweigen könne. Das Resultat dieser Versammlung war der Beschluß der Abgeordneten des Zentralvereins.

Für jede Bahnhofstation bis zum Kriegsschauplatz, auf diesem selbst und in allen Lazaretten und Hospitälern wurden Abgeordnete gewählt. deren Aufgabe es war, den freiwilligen Vorständen und Vereinen, sowie den Militärbehörden die notwendigen und fehlenden Mittel zu geben, um eine geordnete Kranken- und Verwundetenpflege zu ermöglichen, und es nirgends an Wäsche, Verbandstoff, Erfrischungen fehlen zu lassen. Diese großartige Anordnung trat ins Leben, und ihr verdanken hunderttausende verwundete und kranke Soldaten ihre rechtzeitige Pflege.

Am 30. September empfing die hohe Frau zu ihrem Geburtstag die Glückwünsche der Stadt Berlin, ihr Antwortschreiben ist ein Spiegel ihrer Seele. Sie schrieb:

„Wenn ich auch immer die Glückwünsche, die Berlin mir bringt, dankbar empfangen, so fühle ich doch, daß im gegenwärtigen Augenblicke eine tiefere Beziehung zwischen der Stadt und mir besteht, der auch ich den geeigneten Ausdruck zu geben wünsche. Angst und Freude teilen, mit erneuten Kräften helfen und den ganzen Ernst der Zeit in gleicher Weise würdigen, ist in dem Maße nur bei uns möglich, wo das feste Band der Vaterlandsliebe alle umfaßt und keine Trennung gestattet. Es muß mir stets als erstes Vorrecht meiner Stellung erscheinen, daß es in diesem Wendepunkt unserer Geschichte mir vergönnt war, inmitten einer Bevölkerung zu wirken, die in ihrer Opferfreudigkeit unermüdlich nur das Wohl des Ganzen im Auge hat. Möge bald ein segensreicher Friede die gemeinsamen Anstrengungen krönen. Auch in diesem Wunsche fühlen wir uns alle vereint.“

Berlin, den 1. Oktober 1870. August a.“

Wie alle edle Naturen besaß die Kaiserin ein ausgesprochenes Dankbarkeitsgefühl. Als man ihr nach Beendigung des Krieges bei Gelegenheit einer Generalversammlung des Preussischen Vaterländischen Frauenvereins den Dank für ihr Wirken ausdrückte, erwiderte die Kaiserin: „Es ist mir von seiten der Versammlung Dank ausgesprochen worden. Ich kann diesen Dank jedoch nicht für mich annehmen, sondern muß ihn auf diejenigen zurückführen, welche durch ihre Treue, ihre unablässige Opferfreudigkeit und ihre unermüdliche Tätigkeit zu dem Werke beigetragen haben, von denen uns in dem Rechenschaftsberichte Mitteilung gemacht worden. Wir alle haben uns an diesem Werke beteiligt, hoch und gering, ohne Unterschied der Stände und Bekenntnisse haben wir gearbeitet, nur von dem einen Gedanken an das teure Vaterland beseelt, unsere Augen nur hierauf richtend. In der Erinnerung hieran möchte ich Ihnen meinen Dank aussprechen, einen Dank, den ich im Namen des gesamten Vaterlandes aus vollem Herzen jedem einzelnen ausdrücke.“

Der Kosak.

Eine Skizze aus dem Kriege 1914. (Nach einer Tatsache.)
Von W. Berger, Frankfurt a. M. (Nachdruck verb.)

Das kleine Häuflein Menschen, das in dem nahe der deutsch-russischen Grenze gelegenen Städtchen zurückgeblieben, erwartete das Vordringen der Russen mit Angst und Bangen. Niemand wußte, was in den nächsten Tagen sich ereignen würde, keiner wagte sein Leben in diesen Tagen einen Pfennig höher einzuschätzen, als es wert war. Die Schwüle des finsternen Augusttages ließ die Stimmung der Bevölkerung noch gedrückter erscheinen, als sie bereits war, nur ein furchtbares Ahnen durchzog die Seelen, ein Ahnen einer entsetzlichen Katastrophe. Die Tatsache des russischen Einfalls in die Provinz Ostpreußen ließ sich nicht mehr leugnen, die Flucht des größten Teils der Bevölkerung aus der ganzen Umgegend, die weit sichtbaren, brennenden Gehöfte bestätigten dies.

Es gab keine Hoffnung, das Städtchen vor dem räuberischen Überfall zu retten; die Greise, Frauen und Kinder, welche noch in den Straßen planlos herumirrten, wollten mit ihrem Eigentum untergehen oder, wenn sie am Leben blieben, so viel wie möglich aus dem Schutt und der Asche zusammenkratzen.

Die Spannung der Gemüter war so, daß man versucht war, sich gegenseitig zu fragen: „warum kommen sie denn noch nicht?“ doch keiner wagte ein Wort zu reden, alle warteten gottergeben, stumm, lauschend und in die Ferne spähend, von wo das Unglück auf Hunderten von Pferderücken dahergejagt kam.

Und es kam in einer Staubwolke, wie ein Wirbelwind dahinjegend, alles, was ihm in den Weg kam, vernichtend.

So flogen sie durch die Straßen, erst am Ende des Städtchens halt machend, Raubsucht und Gier in den Blicken, Tod in den Fäusten, diese Mordgesellen, die — — Kosaken.

Einen Atemzug lang war es noch still, dann ging es los, das Brennen, Rauben, Plündern und Morden. Kein Haus, kein Hof, selbst das Gotteshaus wurde nicht geschont. Die rohen Gefellen trieben das kleine Häuflein Menschen zusammen und wer nicht mitgehen wollte, erhielt einen Lanzenstich, daß er liegen blieb.

Die Schwadron, die mit ihrem kühnen Ritt, wie sie meinten, das Städtchen erobert hatten, machte reiche Beute und waren bereits auf dem Wege, abzuziehen, als noch ein Trupp Nachzügler angesprengt kam. Nur zehn Kosaken waren es, die eine zweite Revision vornahmen, und ihre Wut kannte keine Grenzen, als sie merkten, daß ihre Kameraden fast gar nichts für sie zurückgelassen hatten. Aber dennoch lehrte man alles noch einmal um, die Einwohner mit vorgehaltenem Revolver zwingend, das Letzte herauszugeben.

Ganz besonders wild stellte sich ein äußerst struppig aussehender, verkommener Kosak an, ein Hüne von Gestalt und einem stark knochigem, gelben Mongolengesicht. Er nahm alles, was

er kriegen konnte, nahm selbst den Kindern das Brot weg und riß den Frauen das Tuch vom Kopfe. Als er an der Kirche vorbei ritt, gelüftete es ihn, auch dort einzubringen und zu plündern. Rasch war er von seinem Pferde und eilenden Schrittes betrat er das Gotteshaus.

Gleich auf den ersten Blick merkte er, daß seine Kameraden schon vor ihm dort gewesen waren, die umgeworfenen Bänke und das Feuer, das in einer Ecke der Kirche schon loderte, zeugten davon.

Es war eine katholische Kirche, die er betreten hatte, man sah es an der ganzen Einrichtung, doch dem unglaublichen Kosak war es einerlei, ob die Kirche evangelisch oder katholisch, ihm war es in der Hauptsache darum zu tun, recht viele Beute zu machen.

So schritt er denn von einer Heiligenstatue zur anderen, bis er zur Sakristei gelangte, wo eine lebensgroße Figur seine Aufmerksamkeit fesselte. Diese Figur, „Maria“ darstellend, hatte die Hände über der Brust gekreuzt und trug an der linken Hand einen auffallend breiten Goldring. Dieser Ring fiel dem Kosaken besonders auf und reizte seine Habgier, deshalb versuchte er, ihn der Figur vom Finger zu ziehen. Dies gelang ihm nicht so leicht, da der Ring offenbar fest mit der Figur verbunden und nur durch Zerschlagen der Hand zu lösen war. Der Kosak zog und rüttelte, aber der Ring bewegte sich nicht, auch fehlte es ihm an einem Gegenstand, womit er die steinere Hand hätte zerschlagen können. Er war so in Zorn und Aufregung, daß ihm der Raub vorenthalten blieb, daß er nicht merkte, daß die ganze zentnerschwere Figur zu schwanken anfing, und als er seine ganze Kraft noch einmal ansetzte, um sich des Ringes zu bemächtigen, sank die Figur mit dumpfem Schlag auf seinen Körper hinab, ihn unter sich begrabend.

Als einige Woche später die Deutschen das Städtchen besetzten und die Kirche als Verbandsplatz eingerichtet war, kamen die Ärzte auch in die Sakristei, wo sie den durch Gottes Hand gerichteten Kosaken vorfanden.

Der eine der beiden Ärzte schüttelte, als er das sah, sein Haupt, dann wandte er sich an seinen Kameraden mit der Frage:

„Können Sie sich vorstellen, Herr Kamerad, was in aller Welt dieser Unglücks Mensch mit der schweren Heiligenfigur anfangen wollte?“

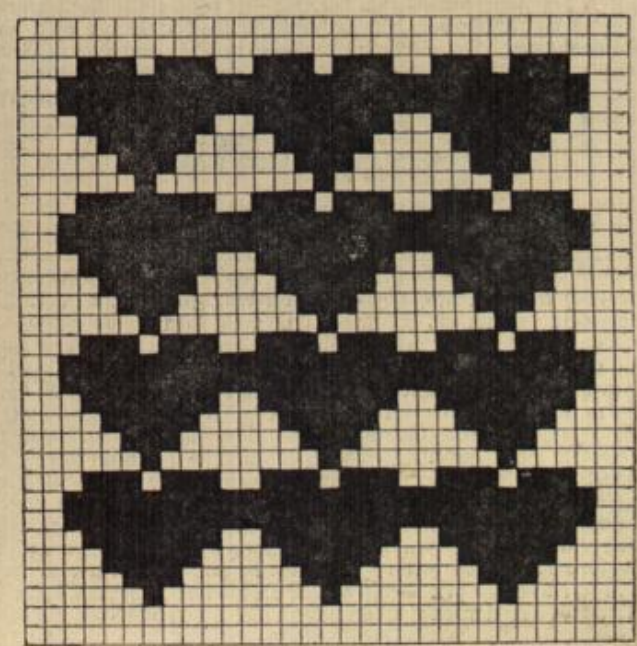
Doch der Angeredete erwiderte in ernstem Tone:

„Hier hat Gott ein Wort gesprochen und den Raub an seinem Heiligtum gerächt.“ — —

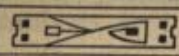
Fürs Haus

Kreuzstichmuster in Herzform. (Entwurf von Elise Levin-Charlottenburg.)

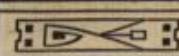
Bestehendes Muster kann man außer im Kreuzstich auch in Durchzug oder Mosaikperlentechnik ausführen. Je nach dem Zweck, dem es dienen soll, wird es mit Berücksichtigung des Arbeitsmaterials vergrößert oder



verkleinert. Wird es gestickt, so verwendet man dicke oder feine Seide oder Perlgarne. Das Muster eignet sich zum Schmuck von Kissen, Stuhlhissen und Lehnen, Fußschemeln, Hand- und Visitenkartentischen, Schreib- und Briefmappen, für Kästen usw. Wird es als Vorleiste reihenweise benutzt, so ergibt es eine geschmackvolle Verzierung für Portieren, Gürtel, Kindergarderobentische usw. Die Herzen hält man purpurrot, die Verbindungslinien schwarz, wenn es sich um einen hellen Hintergrund handelt.



Unsere Bilder



Die Beförderung von Verwundeten aus dem Schlachtfelde. Wir sehen auf unserer Wille, wie ein Verwundeter von zwei Sanitätsoldaten, auf einem Gewehr sitzend, aus der Schlachtfeldfront getragen wird. Der Verwundete hat bereits an Ort und Stelle einen flüchtigen Verband erhalten, der dann im Feldlazarett verbessert wird.

Ein deutscher Soldat bewirkt ein französisches Kind. Der deutsche Soldat, der das kleine französische Kind auf dem Schoß hat und ihm zu essen gibt, wird sich wohl der Heimat erinnern, wo auch vielleicht Kinder sind, die seiner gedenken. Deshalb nimmt er sich mit besonderer Liebe des Kindes seines Quartierwirts an und gibt ihm von allem, was er hat.

Kanonenreparatur. Es ist eine der ersten Bedingungen für das Gelingen einer Arbeit, daß das Handwerkszeug in Ordnung ist. Ohne die bis auf das kleinste Teilchen nachgesehene und instand gesetzte Maschinerie des handwerklichen Apparates ist kein Fertigwerden denkbar. Es kann vorkommen, daß der Betrieb durch ein kleines Malheur während der Arbeit gestört wird, dann heißt es aussetzen und den schadhafte Teil so rasch als möglich ausbessern, damit er wieder mit angewandt, damit er wieder in Tätigkeit kommt. Die härteste Arbeit, die stärkste Tätigkeit ist der Krieg, kein Handwerker ist so geachtet in der Welt wie der Kriegshandwerker, kein Handwerkszeug so wichtig, aber auch so sehr der Gefahr gewaltsamer Zerstörung ausgesetzt wie das Kriegshandwerkszeug, allem voran die Kanone. Darum muß es immer wieder nachgesehen, muß jede freie Minute dazu benutzt werden, Schäden zu entdecken und auszubessern, damit kein schwerer Schlag bald wieder mitbröht in der größten Welt-Tätigkeits-Symphonie, dem Kriege.

Allerlei

Nutzen der Presse. Einbrecher (zum Kollegen): „Du, Ebi, da le! ich eben, der Bankier Mayer hat Pleite gemacht. Da siehst du, wie notwendig es für uns ist, Zeitungen zu lesen. Bei dem wollten wir doch gerade heute nacht einbrechen!“

Verdienter Lohn. „Da lese ich in der Zeitung von einem alten Junggesellen in Ohio, der gestorben ist und sein ganzes Vermögen der Frau hinterlassen hat, die ihm einst einen Korb gegeben.“

— „Und da sagt man noch, daß es keine Dankbarkeit in der Welt gäbe!“

Galgenshumor. Der Schauspieler M.-g. in Wien war stets in Geldnot. Einst ließ er — angeblich zu einer Rolle — einen Überrock und ein Paar Stiefeln. Als der Darleiher nach mehreren Tagen beides zurückfordern ließ, sandte ihm M.-g. die folgenden Verse:

„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel habre nicht;
Des Rodes bist du ledig,
Gott sei den Stiefeln gnädig.“

Am andern Tage war M.-g. über alle Berge. Daraus erklärt sich die Parodie des Verses aus Bürger.

Wahre Treue. Die Geheimräte des Landgrafen Moritz von Hessen kannten noch keinen Verfassungseid; nur ihrem Fürsten hatten sie Treue und Gehorsam geschworen. Demnach waren sie weit davon entfernt, sich als unbedingte Vollstrecker dessen Willens zu betrachten; über dem Gebote des Fürsten stand ihnen noch ein höheres Gebot, das Gebot des Gewissens. Als Landgraf Moritz im Jahre 1623 ihre Zustimmung zu einem von ihm beabsichtigten Unternehmen verlangte, verweigerten sie diese standhaft, und als derselbe darüber zürnte, überreichten sämtliche Räte ihm ihre Bestallungsbriege. Gegen ihr Gewissen, sagten sie, könnten sie ihm nicht raten. Ohne Groll schieden sie. Jeder Zeit, wenn er ihrer zum Wohle des Staates zu bedürfen glauben sollte, würden sie willig seinem Rufe folgen. Und Landgraf Moritz mußte nachgeben. Drei Jahre später geschah Ähnliches. Der Fürst war wieder mit seinen Räten im Streite und nichts vermochte deren Überzeugung zu brechen. Da vernahm der Fürst sie sämtlich aus der Stadt und ebenso ruhig als entschlossen ergriffen sie den Stab und wanderten des abends um 9 Uhr, trotz der scharfen Januarkälte, zu den Toren von Kassel hinaus. L.



Schadenstroph.

„Du bist ja heute bei recht guter Laune, Seppl; hast du am End' in der Lotterie gewonnen, oder was macht dir denn so viel Spaß?“
„Daß 's über Nacht gar so viel g'schneit hat; mir is nämlich gestern mei' Alte näher zur Schwiegermutter aus' rissen und jetzt kann sie nimmer zurück, solang ich den Weg vor der Tür net wieder aus' schaufelt hab'!“

Kurse für Vermögensverwaltung. In Dresden hat der Frauen-Erwerbs-Verein besondere Kurse für Frauen eingerichtet, in denen sie in Vermögensverwaltung und Buchführung unterrichtet werden. Der starke Zuspruch aus allen Gesellschaftskreisen beweist, wie erwünscht ein derartiger Unterricht vielen erwerbstätigen oder allein dastehenden vermögenden Frauen ist. Durch die Belehrung, die sie hier empfangen, werden sie vor manchem Schaden und mancher Übervorteilung geschützt. Auch viele verheiratete Frauen der besseren Kreise nehmen gern an den Kursen teil und das sollte recht viel Nachahmung finden, denn wenn der Gatte wegstirbt, haben es schon viele Witwen bedauert, dann so ununterrichtet der Vermögensverwaltung und der Führung der Bücher gegenüberzustehen und die Hilfe Fremder in Anspruch nehmen zu müssen. Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel des Frauenerwerbsvereins zu Dresden recht viel Nachahmung in anderen Städten fände, eventuell daß Wanderlehrerinnen ausgebildet würden, welche diese Kurse auch in kleinen Provinzstädten abhielten.

Langes Fruchtholz an den Obstbäumen ist nach Möglichkeit zu vermeiden. Man erreicht dies durch recht kurzen Schnitt, selbst auf die Gefahr hin, eine ganze Anzahl Blütenknospen entfernen zu müssen. Schneidet man nicht, dann bekommt man wohl zunächst mehr Früchte. Das Fruchtholz wird aber geschwächt.

Erdbeeren in Töpfen treiben williger, wenn man ihnen leichten Frost zukommen läßt. Die Erdbeeren dürfen aber nicht stark durchfrieren, da sonst die Töpfe zerpringen.

Die braunen Blattschuppen an den Geranien sind ebenso zu entfernen, wie die faulenden Blätter und Stengelteile, da sie oft Ursache von Stammfäule werden.

Geschlachtetes Geflügel sollte man im Winter etwa eine Woche hängen lassen, um einen tadellosen Braten zu erzielen.

Die langen dünnen Triebe der Quitten dürfen nicht zurückgeschnitten werden. Sie setzen sonst keine Früchte an.

Die Vermehrung des Ahabarbers durch Teilung ist der durch Sämlinge vorzuziehen; besonders bei Massenanbau für Konservierungszwecke. Man erhält dann eher einheitliche Ware. Die Stiele fallen gleich kräftig und von einer Farbe aus, während Sämlingsanzucht Mischung liefert.

Gemüseland, das für einjährige Schwarzwurzelkultur und Ausfaat im Frühjahr vorgegeben ist, muß vor oder im Winter schon tief gelodert werden. Auf solchem Boden erzielt man viel schlankere Wurzeln mit zartem Fleisch.

Gardinen und dergleichen cremt man auf folgende einfache Weise: Man kocht in einer entsprechenden Menge Wasser die Blätter des schwarzen Tees ab und zieht die Gardinen durch diese braune Flüssigkeit. Sie erhalten so eine schöne, gleichmäßige, zartgelbe Farbe, auch ist ein Fleckigwerden, was bei Cremestärke oder -farbe häufig vorkommt, vollständig ausgeschlossen.

Anagramm.

Ich bin ein allbekannter Stein,
Es schließt mich manch Gebirge ein.
Ich war, sey' einen Laut voran,
Im alten Bund ein Gottesmann.
Julius Fald.

Silberträfel.

a, e, e, gen, goe, ka, kar, li, mö,
mi, nek, rat, ri, to, the, wa,

Aus den 16 Silben sind sechs Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1) Ein Fahrzeug. 2) Einen Erdteil.
3) Einen Dichter. 4) Einen Fluß. 5) Einen Mädchennamen. 6) Ein Raquetier.

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines berühmten Komponisten.

Fritz Rügels.

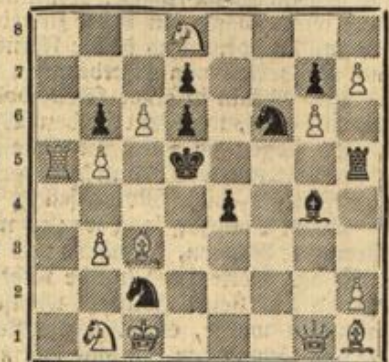
Logogriph.

Im Haus, im Hof, am Wästenrand
Ist es mit K als Tier bekannt.
Das Tier hat, T für K gelesen,
Schon viele mit dem T verlegt.

Julius Fald.

Problem Nr. 121.

Von E. S. Ripping.
Schwarz.



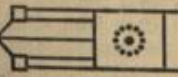
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

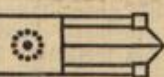
Des Rätsels: Schwert, schwer.
Des Bilderrätsels: Das Schidial ist ein vornehmer, aber teurer Hofmeister.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Gemeinnütziges



Tee, Kaffee, Grog. Kurz alle mit kochendem Wasser zubereiteten Getränke haben besonderen Wohlgeschmack, wenn frisch zum Kochen gebrachtes Wasser dazu benutzt wird. Kocht das Wasser zu lange, so schmeckt das daraus bereite Getränk sab. Besonders an Tee und Punsch ist dies zu bemerken.